Institut für Zeitgeschichte
ARCHIV
Akz. 6274/81 Best. ZS/A 39
Rep. — Kat.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

DEUTSCHES ROTES KREUZ
IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
SUCHDIENST MÜNCHEN

DRK-SUCHDIENST, 8 MÜNCHEN 13, INFANTERIESTRASSE 7a

Herrn
Ernst Küttner

8 München 38
Laimerstr. 10

TAG:
8. 3. 1972

UNSER ZEICHEN:
I-1-wk-la. wv.
(im Antwortschreiben nicht vergessen)

Sehr geehrter Herr Küttner,

bei uns liegt ein Suchantrag nach einem Major Küttner vor, der während des Krieges ca. drei Jahre in Lemberg eingesetzt war. Weitere Angaben sind leider unbekannt.

Wir bitten Sie uns mitzuteilen, ob Sie mit dem Gesuchten identisch sind.

Besten Dank für Ihre Bemühungen.

Mit freundlichen Grüssen

E. Wittek
Abteilungsleiter

Fernruf: Sammel-Nr. (0611) 188031 - Fernschreiber: 0523977 - Postscheck: München 851 00
Banken: Landeszentralbank München, Kto. 700 019 14 - Bayer. Vereinsbank München, Zweigstelle am Nordbad, Kto. 900 101

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

ZS/A-39 - 3

Nach einem Leben voll treuer Pflichterfüllung schloß heute mein geliebter Mann

ERNST KÜTTNER

Oberstleutnant a. D.

langj. Syndikus der staatl. Hochschule für Musik in München

seine gütigen, lieben Augen für immer.

München 19, Wotanstraße 48/II
den 11. April 1961

In tiefem Leid:

Margarete Küttner
im Namen aller Angehörigen

Auf Wunsch des Verstorbenen findet die Einäscherung
im engsten Familienkreise statt.
Von Beleidsbesuchen bitte ich abzusehen.

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

08002

Rebeka Atsmon
12. Avner Str.
Tzahala, 69937 Tel Aviv
Israel

14.5.1972
21.5.1972

Sehr geehrte Frau Küttner!
Es ist mir schon öfters passiert, daß der Zufall in mein Leben eine wichtige Rolle spielte. So ist es mir auch diesmal passiert.
Ich bin die, aus Lemberg stammende Jüdin, die Herr Bardatzky bei einem Empfang im Hause des Vizepräsidenten des "Magen David Adam" (Israelisches Rotes Kreuz) gesprochen habe. Im Dankbrief für die Gastfreundschaft, ist er auf das Gespräch mit mir an diesem Abend, ein ganz zufälliges, nebenbei gesagt, zurückgekommen. Beiliegend war auch eine Kopie Ihres Briefes an einen Herrn des Roten Kreuzes im Zusammenhang mit diesem Gespräch Herrn Bardatzkys mit mir. Nachdem mir beide Briefe telefonisch vorgelesen wurden, habe ich um ihre Adresse gebeten, um direkt zu schreiben.
Ich muß ehrlich gestehen, daß es mir nicht leicht fällt, an diese Periode meines Lebens zurückzudenken. Es waren schreckliche Zeiten, so daß sich der natürliche Erhaltungstrieb gegen die Erinnerung wehrt und sie ins Unbewußte zurückdrängt. Vergessen kann man selbstverständlich nicht. Sie sind zwar tief verborgen, werden aber bis an meinen letzten Lebenstag in mir wach bleieben und mich begleiten.
Major Küttner und einige seiner Kameraden und Mitarbeiter, haben, dank deren Verhalten, es verdient, daß ich mich überwinde. Ich will versuchen Ihnen über diesen Abschnitt Ihres Gattens Lebens, soweit es möglich ist, ein wenig zu erzählen. Ich nehme an, daß Sie das im Sinne hatten, als sie den Herrn in Ihrem Briefe um mehr Nachrichten gebeten haben, falls mehr bekannt würden. Ich werde dabei viel zu viel über mein eigenes Schicksal erzählen müssen. Es ist aber unvermeidlich, weil es doch nur auf diesem Grund und Zusammenhang verständlich sein kann.
Lemberg war, laut Vertrag zwischen den Russen und Deutschen, im September 1939 von den Russen besetzt worden. Nachdem der Krieg zwischen den Deutschen und Russland im Juni 1941 ausgebrochen ist, haben die Deutschen Lemberg erobert. Einige Tage nachher hat die erste "Säuberung" stattgefunden. Ein großer Teil akademisch gebildeter junger Leute wurde aus den Häusern geholt und ausserhalb der Stadt umgebracht. Sie mußten aber vorher ihre eigenen Gräber vorbereiten. Unter denen war auch mein Mann, Rechtsanwalt, der eben seinen 31. Geburtstag gefeiert hatte. Das einzige Verbrechen dieser Opfer war, daß sie zufällig als Juden geboren wurden. Genau zwei Wochen darauf hat man meine Schwester in der Straße gefangen und, samt noch einigen Tausenden anderer jüdischer Frauen und M

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Nach einer Zeit hat man uns verständigt, daß auch für die sämtlichen jüdischen Arbeiter im Keller eine Küche eingerichtet wird, damit jeder mittags einen Teller dicker Suppe bekommen kann. Auch da war ich Küchenchef. Es waren schon unserer jetzt etwa 80 Leute mehr als im Anfang. Frauen und eine Männerarbeitskolonne. Das mag Ihnen banal erscheinen und eindruckslos klingen, daß ich über diese Suppe erzähle. In jenen Zeiten war es aber etwas Enormes. Das Eintopfgericht war das einzige gekochte Essem, das wir überhaupt hatten. Das konnte selbstverständlich nur Dank der Einstellung des Leiters dieser Stelle, also Ihres Gatten geschehen. Allein hättte er es aber auch nicht fertiggebracht. Glücklicherweise hatte er unter seinen Arbeitskameraden einige genauso wie er gesinnte Leute gehabt. Der Oberleutnant, Unteroffizier Sauer und Herbst und auch einige Soldaten.
Als wir aus unseren Wohnungen herausgeschmissen wurden, (los raus!, so gind das, in 5 Minuten!), hat die Dienststelle dafür gesorgt, daß wir alle zusammen ein ganzes Haus zugeteilt bekommen haben. Die Idylle des noch offenen Judenviertels hat nicht lange gedauert. Die hundertausend Juden wurden in dem elendesten Viertel der Stadt zusammengejagt. Der unglaublich kleine Lebensraum wurde von einer Mauer umgrenzt und das mittelalterliche Ghetto wurde wieder im 20. Jahrhundert ins Leben gerufen. Am Tor haben Tag und Nacht Gestapo und SS Wache gehalten. Niemand durfte individuell aus oder ein. Die Arbeitenden haben Arbeitsausweise bekommen, die zwar theoretisch als "Lebensscheine galten", aber nicht immer beachtet wurden. Am Tor war nämlich eine ständige Aktion. Geordnete Reihen der Arbeiter, die das Ghetto morgends verließen, wurden von SS-Offizieren scharf durchgesehen. Nie haben alle heil das Tor durchschreiten können. Immer wurde hier und dort jemand geholt. Da ein Krüppel, dort ein Mädchen, weil sie schön war, drüben wieder ein Mann, der jung und gesund aussah, dessen Nase aber dem "Allmächtigen nicht gefallen hatte. Wenn man mit der Peitsche herausgeholt wurde, hat man das Todesurteil oft an Ort und Stelle vollzogen. Genauso war es abends bei der Rückehr. Auch in diesem Stadium unserer Vegetierung suchte die Dienststelle uns zu helfen. Das sich im Ghetto befindliche Kino wurde für uns beschlagnahmt und alle Arbeiter wurden mit ihren Familien im Kinosaal untergebracht. Das war schon unter den gegebenen Umständen eine luxuriöse Unterkunft. Die meisten Frauen haben beim Saubermachen und in der Küche gearbeitet, während die Männer bei Ausladung der Züge arbeiteten. Aus Deutschland sind Züge mit Liebesgaben für die Soldaten an der Ostfront eingetroffen. Die Männer haben die Kisten ausgeladen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

scher Frauen und Männer, auch umgebracht. In was für einer seelischen Verfassung ich damals, 29 Jahre alt, sein konnte, braucht man gar nicht zu schildern. Es war aber noch mein Vater da, zwei Kinder meiner ermordeten Schwester und mein Schwager, und sie brauchten mich. Eines Tages, als ich auf der Suche nach Brot war, (wir haben keines zugeteilt bekommen), kam auf mich ein Soldat zu und hat mich aufgefordert mit ihm zu kommen. Es waren mit ihm schon einige Mädchen, die er genauso in der Straße aufgesammelt hatte. Wir sollten ein neurenoviertes Haus sauber machen, hat er uns gesagt. Dort angelangt, habe ich ein Schild: "Oberkomando der Wehrmacht - Aussenstelle für Truppenbetreuung", gelesen. Der Soldat hat sich uns zu beruhigen bemüht. Er meinte, es sei für uns günstiger da, als irgendwo anders zu arbeiten, denn wir werden hier besser aufgehoben sein. Das allein, daß er sich überhaupt die Mühe gab, sich zu entschuldigen,daß es Anordnung sei, Putzfrauen auf der Straße zu sammeln (natürlich nur jüdischer Abstammung), war schon an sich ungewöhnlich. Zum Schluß des Arbeitstages hat jede von uns eine namentliche Bescheinigung bekommen, daß wir in dieser Dienststelle beschäftigt sind und nicht zu anderen Arbeiten geholt werden dürfen. Seitdem sind wir täglich dorthin gekommen und haben sogar oft einen halben Brotleib bekommen. Wir wurden dort auch nie beleidigt oder mißhandelt. Das ist in normalen Zeiten, für normale Menschen eine ganz normale Erscheinung. Man kann aber diese entsetzliche, blutdürstige, sadistische Zeit der Unmenschlichkeit nicht vom normalen Standpunkt betrachten. In diesem Dschungel des blinden Hasses erscheint ein zerbrechlicher, nicht ganz jung und nicht sehr gesund aussehender, grauhaariger Major, der sich die größte Mühe gibt, einer Handvoll wenigstens, dieser unschuldigen Menschen, die zufälligerweise als Juden zur Welt gekommen sind, zu helfen, zu helfen ihnen das bloße, nackte Leben, das Gott geschenkt, und nur er das Recht hat wegzunehmen, zu retten.
Langsam erschienen in der Dienststelle noch ein Unteroffizier und noch einer, noch einige Soldaten, ein großgewachsener Oberleutnant, ein ganz junger, blasser Unteroffizier, glaube ich war er namens Sauer, der Bureauleiter des Majors war. Zum Schluß haben wir auch den Major zu sehen bekommen. Die Säuberung ging aufs Ende zu und die Dienststelle hatte sich einzurichten begonnen. Damals wurde uns verkündigt, daß die Dienststelle uns für dauernde Arbeit im Hause brauche, und wir sollten von nun an als ständiges Arbeitspersonal wirken. Man hat auch beschlossen, eine Küche für die Mitglieder der Dienststelle einzurichten, und ich, als die Älteste, wurde mit deren Leitung beehrt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und in ein Magazin in der Stadt gebracht. Dort wurde der Inhalt der Kisten segregiert, verschiedene Artikel separat gepackt, und die schon geordneten Pakete wurden an die Ostfront weitergeleitet. Die ganze Prozedur wurde natürlich unter der Leitung und Aufsicht der Dienststelle gemacht. Es haben dabei etwa 70 - 80 Menschen gearbeitet. Sie wußten alle, daß diese Arbeit ihnen momentan wenigstens eine Lebenschance bedeutet. Deswegen haben sie es sich zu schätzen gewußt und sich ehrlich bemüht, das Beste zu leisten. Unter den Militärleuten der Dienststelle war nur ein einziger Halunke. Sein Name war so etwas wie Riesinger, oder so ähnlich. Nach vielen Monaten hat sich plötzlich herausgestellt, daß wertvolle Sachen von den Liebesgaben zu verschwinden anfangen, was bisher nie geschehen ist. Der genannte Soldat hat angefangen gegen die Juden zu hetzen, aber die Leitung der Dienststelle hat keinen Moment daran geglaubt und es für ganz ausgeschlossen gehalten. In allergrößtem Geheimnis wurde H. Goldstein, der sogenannte Oberjude der Arbeitsgruppe und dessen Schwager, Ing. Licht, die beide bei uns arbeiteten, beauftragt, die Wahrheit herauszufinden. Sehr bald wurde festgestellt, daß der feine Mann derjenige sei, der selber die wertvollen Sachen stähle, und sie seiner Geliebten, einer polnischen Frau, mit der er lebte, ausliefert. Eine Kontrolle in deren Wohnung hat den Verdacht vollkommen bestätigt. Als Strafe hat der Mann eine Berufung an die Front bekommen. Es ist ihm aber gelungen, nachdem er tüchtig dafür gesorgt hat, daß die Gestapo die beiden Juden, die seinen Diebstahl entdeckt haben, geholt und umgebracht wurden. Er hat es so einzurichten gewußt, daß die zwei nirgends aufgefunden werden konnten, trotz der größten Bemühungen der Dienststelle. Die Bosheit und Gemeinheit haben das Gefühl der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit Ihres Gatten und seiner Kameraden besiegt. Von da an wurde ein anderer Mann aus der Arbeitergruppe zum "Oberjuden" ernannt. Es war ein Dr. Auerbach. Ich will sehr hoffen, daß er vielleicht unter den Wenigen aus dieser Gruppe, die am Leben geblieben sind, sich befinde. Er war nämlich noch vor dem Kriege mit einer polnischen Frau - auch sie Gymnasiallehrerin - verheiratet. Sie hat sich gewiß im entscheidenden Moment bemüht, ihn zu retten. Wieder aber zu Major Küttner zurückehrend: Er hatte sich immer Mühe gegeben, ausfindig zu machen, wann etwas Besonderes im Ghetto, nachts, wenn wir dort waren, vorkommen sollte. In einer der Nächte erschien plötzlich in unserer "Residenz" einer der Chauffeure und hat uns aufgefordert, Alle, auch die Frauen, mit ihm gleich zur Arbeit mitzukommen. Wir waren alle sehr erstaunt, denn es ist noch nie passiert, daß man

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

uns keine wenige Nachtruhe nach der schweren Tagesarbeit gönnt. Nachdem wir heil im Magazin der Dienststelle gelandet waren, hat man uns erst aufgeklärt. Es sollte in dieser Nacht im Ghetto eine große Aktion stattfinden, und die Arbeitsausweise sollten nicht beachtet werden. Man versuchte uns deswegen von dort zu entfernen. Es wurde unter dem Vorwand zustande gebracht, daß man dringend noch in der Nacht einen Zug mit Liebesgaben entlehren muß, damit die Schienen für die in dieser Nacht eintreffenden Soldatenzüge freigemacht werden. Wir haben die Nacht im Magazin zusammengekauert, über das Schiksal der im Ghetto zurückgebliebenen, zitternd verbracht. Das hat Ihr Gatte, Frau Küttner, zurechtgebracht. Noch eine Episode: Es war am Neujahr 1943. Wir haben damals bis spät abends in der Küche gearbeitet. Zum Ende der Feier ist der Major in die Küche gekommen, um uns zum kommenden Jahr zu beglückwünschen. Sehr vorsichtig, und ganz leise hat er uns "sein Geschenk" zugeflüstert. "Kinder, Kopf hoch, etwas Großes ist im Gange und es Alle, auch für Euch eine Erlösung bedeuten. Ich kann nicht mehr verraten, aber ich weiß es von best unterrichteter Seite. Nur noch einige Monate durchhalten. Um Gottes Willen aber keinen einzigen Ton darüber. Es sind über 28 Jahre seit diesem Abend vergangen und nicht jedes einzelne Jahr davon war leicht und einfach. Vieles wurde auch vergessen, aber diese Szene in der Küche, damals sind mir ganz lebhaft in der Erinnerung geblieben. Während des, oder besser nach dem ungelungenen Putsch gegen Hitler habe ich viel an diese Prophezeiung gedacht. Ich nehme nämlich noch bis Heute an, daß sie auf diese Versuche zurückzuführen sei. Mit der Zeit hat sich der Druck der SS und der Gestapo auf die Dienststelle verstärkt. Sie verlagten, daß die sämtlichen jüdischen Arbeiter durch Polen ersetzt werden. Anfang April 1943 hatte man dem "Oberjuden" seitens der Dienststelle für uns verkündet, daß leider alle Stricke reißen, und es nicht mehr gelänge, uns zu behalten. Es wurde ausfindig gemacht daß eine gleichzeitige Aktion in der Dienststelle und im Kino im Ghetto gegen uns stattfinden wird. Man hat uns geraten weder da noch dort sich aufzuhalten. Es gab keien Ausweg mehr. Man hat uns nicht erst zu sagen gebraucht, daß eine solche Aktion eine freie Fahrt in die Gaskammern bedeutet. Und wenn sicher, so lohnt es sich, wurde uns zusätzlich geraten, daß jeder auf eigene Hand einen Versuch sich zu retten mache. Die Chancen waren minimal. Es bestand aber auch kein Risiko mehr. Falls man uns erwischte, erwartete uns auch "nur" die Gaskammer. Die Leute der Dienststelle haben es vermieden, uns nach dieser heimlichen Benachrichtigung noch zu sehen. Es war wahrscheinlich vorsichtshalber.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ZS/A-39 - 9

Wir sollten den Arbeitstag wie üblich beenden ohne daß man uns etwas anmerkt, was in uns vorgeht. Jeder hat sich den Kopf zerbrochen, was er versuchen könnte. Ich weiß nicht, wie vielen aus dieser, unserer Gruppe gelungen war sich zu retten. Aus meiner Familie, die im Ghetto war, ist meine Nichte (die Tochter meiner Schwester), die mit mir gearbeitet hat, und ich am Leben geblieben. Dagegen ist mein Schwager, der auch dort gearbeitet hat, wie auch mein Neffe und mein Vater leider umgekommen. Ich habe nach dem Kriege über ein damals junges Ehepaar, noch ein Mädchen und einen jungen Mann aus der Gruppe gehört. Sie waren nach dem Krieg in Polen und als mich die Nachricht erreicht hat, waren sie nicht mehr dort, sondern sind ausgewandert. Ich konnte nichts mehr über sie erfahren. Ich bete und hoffe, daß es Mehrere gibt, von denen ich nichts weiß. Von meiner weiteren Familie, die nicht in dieser Gruppe waren, sind leider alle umgekommen, bis auf eine einzige Cousine, die ihre eigene Mutter (Die Schwester meiner Mutter) aus dem in die Gaskammer rasenden Zug durch das vergitterte Fenster herausgeworfen hat. Ich habe eben einen Blick auf die vielen verschriebenen Blätter geworfen. Ich habe viel und chaotisch geschrieben. Wenn es als Brief ein ungewöhnlich langer geworden ist, ist es doch nur ein ganz winziger Bruchteil der Geschehnisse und chaotisch, - Mein Gott! , wie kann man über diese, meine schrecklichen Erfahrungen geordnet und ruhig erzählen? Sie werden es wohl verstehen. Ich möchte Ihnen zum Ableben Ihres Gatten meinen tiefsten Beileid und Anteil ausdrücken.

Jammerschade, daß der Zufall, über ihn etwas zu erfahren erst jetzt mir zuteil wurde. Es würde ihm viel bedeutet haben, zu wissen, daß wenigstens einige "Seiner Juden" mit dem Leben davongekommen sind. Man kann es aber leider nicht mehr gut machen. Ich bedauere, daß ich Ihnen soviel traurige Sachen erzählen mußte. Sie würden aber, ohne diesen Hintergrund nicht verstehen können, wie edel die Tätigkeit Ihres Mannes unter den gegebenen Umständen war. Wenn meine Erzählung Ihnen manches über Ihren Gatten, was Ihnen bis jetzt vielleicht nicht bekannt war, beigetragen hat, war es schon meine Mühe wert. Wie vorhin schon bemerkt, war es mir sehr schwer mich zum Schreiben dieses Briefes zusammenzuraffen.

Es hat einige Wochen gebraucht, bis ich soweit war.

Mit besten Wünschen verbleibe ich

Ihre

Rebeka Atznon
(damals Bodek)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Salzgitter, den 23. Februar 1945 ISA-39 - 101

Ein Nachricht, die Ludwig eine Bekannte gezeichnet hast haben wir nicht erhalten

Liebe Tante Frieda u. lieber Onkel Lepp!

Voller Freude erhielten wir Euren lieben Brief vom 11. Febr. Endlich ein Lebenszeichen seit mehr als einem Jahr. Ja, auch wir glaubten Euch schon nicht mehr unter den Lebenden. Daß Ihr nach Neustadt geflüchtet seid, das nahmen wir schon an. Jeden Tag sprachen wir von Euch und schlossen Euch in unsere Gebete ein. Es war manchmal ein richtiges Rats braten um Euer Geschick. Wie froh sind wir jetzt, daß wir doch wenigstens Eure Adresse wissen und wenigstens brieflich miteinander verkehren können. Wie nah wohnten wir doch früher alle Verwandten zusammen, und jetzt sind wir hunderte von km voneinander getrennt. Ja, wer hätte es geglaubt, daß wir uns bei Rudis Requiem zum letzten Male sehen sollten auf wer weiß für eine lange Zeit. Und was liegt alles zwischen damals und heut? Ein Jahr des größten Leides und der schwersten Entbehrungen, ein Jahr des Hungers und der Kälte und der Trostlosigkeit. Das Weihnachtsfest 1944 haben wir, wenn auch allein, so doch schön gefeiert. Voller Hoffnung begann das Jahr 1945, das Jahr des größten deutschen Elendes und des Jammers. Der 25. Dez. 1944 und der 25 Jan. 1945 – ein Monat nur und ein Verhältnis zueinander wie Himmel und Hölle. Liebe Tante und lieber Onkel, ich will Euch jetzt einmal unsere Erlebnisse des Jahres 1945 schildern. Ich weiß, so ~~wie~~ wir darauf bran

00009

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

ten, etwas von Euch zu erfahren, so wirst auch Du, liebe Tante und Du lieber Onkel mit Interesse unser Geschick verfolgen. Am 12. Jan. 1945 begann die große feindliche Offensive im Osten, über die wir vollkommen falsch durch Presse und Rundfunk unterrichtet wurden. An eine ernste Gefahr glaubte man eben nicht. Es häuften sich die Fliegerangriffe. Der Stammorsaal von Stadlers Garten wurde getroffen, eine Bombe flog auf den Marktplatz vor dem Lyzeum. Das war auch alles. Dann hörte man ganz in der Ferne Kanonendonner, der immer lauter wurde. Am 19. Jan. wurden in Ostoberschles. die Schulen geschlossen somit auch in Kunzendorf. In Hindenburg baute man vom Volkssturm aus Panzergräben. Am Montag, dem 22. Jan. wurden erst in Hindenburg die Schulen geschlossen. Der Bahnhof war überfüllt von Flüchtlingen aus Ost O/S und von solchen, die aus Hindenburg flüchten wollten. Ein Teil nur kam von ihnen fort. Am Dienstag, dem 23. Jan. fuhr kein Zug mehr aus Hindenburg aus. Von uns Verwandten ist niemand geflüchtet, wir hielten es nicht für nötig. Nur Tante Lella und wir nehmen an auch Tante Hedl aus Kattowitz sind geflüchtet und sollen in Sachsen sein. Bis heute haben wir aber keine Nachricht. Am 23. 1. hatte Lotte standesamtliche Trauung, aber ohne irgend eine Feier, denn die Zeiten waren zu unruhig. Am 24. Jan. hatte unser Herr Pfarrer Geburtstag. Die Kirche war überfüllt, denn die Betriebe ruhten sämtlich. In der Zeitung stand es: Oberschles. steht und produziert! Alles war Schwindel. Als wir aus der Kirche kamen fanden Tieffliegerangriffe statt. Sirenen

ertönten überhaupt nicht mehr. Wir packten alles Wichtige, Kleidung und Eßwaren in die Keller und logierten uns in den Luftschutzkeller ein. Wir waren 41 Personen in dem kl. Raum. Zum Glück hatten wir einen eisernen Ofen auf dem wir nun kochten. Der Appetit war uns allen vergangen, und was man sonst an einem Tage aß, reichte für die ganze Woche. Am Nachmittag war der Russe von Geinitz aus, das er schon eher eingenommen hatte bis zur Josefskirche beim Friedhof vorgedrungen, kampflos versuchten es noch nicht. Das Geschoße wurde immer toller, am Abend war der Himmel vom Feuerschein gerötet. In der Nacht vom 24. auf den 25. Jan. war Hindenburg von den Russen besetzt. Die Hauptstraßen hatten am meisten auszustehen. Tante Mäschen kann ein Lied davon singen. Vergewaltigung, Raub, Mord, Plünderung in jedem Keller in jeder Wohnung. Jede sich zur Wehr setzende Frau wurde rücksichtlos niedergeknallt. Auch ein Mädchen aus unserer Kongregation wurde erschossen. Und wir in unserem Keller Georgstr. 6 wußten erst am Sonnabend nachmittag, daß der Russe da ist. Weil wir so versteckt lagen, ließen uns die Russen unbeachtet. An den Hauptstraßen hatten sie genug. Wie durch ein Wunder waren wir gerettet. Bis zum Montag dem 28. Jan. hausten wir noch im Keller aus Angst vor den Russen. Am Montag zeigten wir uns das erstemal auf die Straße, wobei ich den 1. Russen zusehen bekam, der an der Viktoriastr. bei Zillner das Lebensmittellager be-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

wachte. Unsere Küchenfenster waren geplatzt und zertrümmert. Ein Glück, daß wir die Doppelfenster ausgehängt hatten die jetzt als Ersatz dienten. Auch unsere Annakirche hat die Fenster ausgeschlagen, da ganz in der Nähe eine Bombe gefallen war. In der Stadtmitte waren mehrere Häuser ausgebrannt so z. B. die Post Ecke Hochmann, Jaruschowski, Metropol, der Bahnhof hat Granattreffer abgekriegt und noch andere Häuser. Im großen ganzen ist Hindenburg nicht sehr zugerichtet. Gleiwitz sieht schlimmer aus. Man lebte man ständig in Angst und Sorge vor den Russen hinter verschlossenen Türen. Am 15. Febr. gab es das letzte Brot zu kaufen. Sonst wurde überhaupt nichts verkauft. Tante Klara half uns treulich aus mit Graupen und manchmal etwas Räucherfleisch. Von den Graupen wurde Brot gebacken. Sonst lebten wir nur von Kartoffeln. Dazu ohne Wasser und Licht. Wasser mußten wir aus den öffentlichen Luftschutzwasserbehältern holen. Am 13. u. 14. Febr. wurden sämtliche Männer bis 50 Jahren interniert, darunter auch Georg Kunze und Lottes Mann, Otto Herich. Otto kam schwer krank im Sommer zurück, Jorg Kunze bis heute noch nicht. Der größte Teil der Männer ist tot. Onkel Reinhold wurde Anfang Febr. verhaftet und ist bis heute noch nicht da. Lotte hatte kurz vorher kirchl. Trauung genommen. Mitte März hat Lotte einen kl. Reinhold geboren, ein niedliches Kerlchen. Auch unser Herr Pfarrer war verhaftet, kam aber wieder frei. Der Gottesdienst durfte ungehindert fortgesetzt werden. Die Kirchen waren dreimal voll, vor der

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Er war ein anständiger Mann. Anfang August, am Beerdigungstage der alten Frau Salzgeber kamen auch noch seine Frau mit 2 Kindern. Wir mußten ihnen 2 Zimmer vermieten, das große Wohnzimmer und das kl., in dem ich schlief; uns blieb nur das Schlafzimmer und die Küche. Wir vertrugen uns sonst ganz gut. Am 22. 8. Eurem Hochzeitstage, hat uns das Wohnungsamt binnen 20 Min. aus der Wohnung gesetzt. Wir hatten vorher schon alles an Kleidung, etwas Geschirr, usw. zur Tante Klara gebracht. Nun siedelten wir ganz zu ihr. Papa schlief dort auch, ich schlief bei Tante Mädchen. Auch sie war unterdessen 2 mal aus der Wohnung gesetzt, kam aber wieder zurück, da sie optiert hatte. Tante Klara, Marta, Heidel, Gerhard haben auch optiert. So hatten wir wenigstens eine Bleibe. Onkel Alois und wir haben nicht optiert, wir konnten es einfach nicht. Da die Behandlung der Deutschen immer gefährlichere Formen annahm, so beschlossen wir auszuwandern. Wir fuhren am Donnerstag, dem 27. Sept. von Hindenburg O/S. mit Onkel Alois und Tante Blanka. Tante Marie mit Mia, Lotte, Hans, Peter und Reiner fuhren erst am Freitag. In Berlin trafen wir zusammen. Nein, Onkel Sepp haben wir nicht gesehen. In Oppeln wurden wir in der Nacht ausgeplündert. Das 2. Mal in Breslau, dann in Sagan so daß wir heute fast nichts besitze. Bei Forst kamen wir über

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kommunionbank drängten sich die Menschen, viele haben zum Herrgott gefunden. Am 19. März kam der Pole. Man glaubte das Schlimmste läge hinter uns, aber es kam erst jetzt. Fürchtete man sich anfangs vor den Russen, jetzt suchte man bei ihnen Schutz vor dem Polen. Vor Schanzarbeiten hielt ich mich versteckt, dabei wurde auch Menschenunmögliches verlangt. Ohne Essen schwere Arbeit. Ab 1. April, dem Ostersonntag, wurde jeglicher öffentlicher Gottesdienst verboten. Ein trauriges Osterfest. Kein öffentl. Wort in der Kirche, auf der Straße, überall Spione, Kontrollen auf den Straßen, Räumungen ganzer Häuser, Überführungen in Lager usw. Man traute sich gar nicht mehr hinaus. Aber konnte man nur durch den Verkauf von Sachen, Kleidungsstücken und Haushaltungsgegenständen. Man zog sich regelrecht aus. Dazu jede Nacht Plünderungen. Ganze Straßenzüge auch unsere schrien und riefen um Hilfe vor den Banditen. Täglich kamen 5 - 10 Polen die Quartier haben wollten, dann brauchten sie Mädchen zur Arbeit. Auch ich sollte am 3. April zur Bahnarbeit. Doch ich weigerte mich. Meine Freundin, die auch an dem Tage gehen mußte, kam nicht mehr zurück. Am 24. Juli holte man mich durch Lehrlingssoldaten ab. Durch komische Umstände die man erzählen muß, fanden sie mich nicht. Seit dem Juli wohnte ein Lemberger Pole bei uns einquartiert.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

die Grenze. Etwas Furchtbares haben wir nun nicht erlebt. Mitten in der Nacht wurde der Zug von Partisanen überfallen. Das Gepäck wurde runtergeworfen, den Leuten wurden die Jacken runtergerissen, dem Papa [illegible] Band ausgezogen, es ist nicht alles zu beschreiben, was man da ausgestanden hat. Infoledessen mußten wir dann nach Berlin, wo wir 7 Wochen bleiben mußten, bis ein Transport nach dem engl. Gebiet ging. Ja, wir wohnen „Gott sei Dank" im engl. Gebiet. Da hatten wir besonders unterm Hunger und der Kälte zu leiden. Am 23. Nov. fuhren wir von Berlin los, in Viehwägen natürlich. Unbeschreiblich litten wir unter der Kälte. Am 26. Nov. kamen wir nach Braunschweig. Hier suchten wir die Bärbel und fanden sie auch. Am 28. Nov. kamen wir hier in Salzgitter an und bekamen ein Zimmer zugewiesen, eben mit dem Nötigsten drin. Aber man ist froh, wenn man nur ein Bett hat. Nun sind wir bald 3 Monate hier, man friert und friert. Holz gibt es keins. Papa ist soweit heruntergekommen, daß er nächsten Monat ins Krankenhaus muß zur Operation, da er einen schweren Bruch hat. Hoffentlich wird alles gut. Ich habe hier eine schöne Stelle als Kindergärtnerin, werde aber wohl nicht lange bleiben können, da ich nur ein Kleid und ein Paar Schuhe besitze und nichts bekomme. Papa erhält seine Pension. Gott sei Dank!"

Im Mai ungefähr kamen 2 Geistliche von der Patiborer Liebfrauenkirche [illegible]

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Es waren Kaplan Hemeyer und Kaplan Tschöpe. Sie erzählten vieles von Ratibor. Was von Ratibor noch zu sehen wäre, das sei die Taubstummenanstalt. Alles andere wär ein Trümmerhaufen. In der Karwoche kamen die Russen nach Ratibor. Die Lielfrauenkirche mußten sie dreimal anzünden ehe sie gebrannt hatte. So haben die Russen gehaust. Nachdem sie aus ihrer Haft entlassen waren, haben sich die beiden Geistlichen bis Hindenburg durchgeschlagen.

Liebe Tante und lieber Onkel, so lang ist nun mein Brief geworden. Ja man wundert sich, daß man alles überstanden hat. Heute wohnt man nun bei fremden Leuten, wo man es so schön zu Hause hatte. Alles hat man verloren, kein Bild, kein Brief, kein Andenken an Mama od. Gustl. Von Gustl habe ich noch 2 Bilder und von Mama etwas Sand von ihrem Grabe, sonst nichts. Bei fremden Leuten findet man wenig Verständnis und ist eben nur geduldet. Liebe Tante und doch freue ich mich daß wir Deine Adresse haben und uns wenigstens schreiben können. Zu Deinem Geburtstage am 18. 2. wünschen wir Dir nachträglich Gottes Segen und Gnade, viel Kraft zum Kreuztragen und Trost im Leiden. Der liebe Gott wird uns wieder weiter helfen. Es ist doch schön, daß wir nicht untergegangen sind, sondern das Kreuz auf uns genommen haben. Onkel Alois und Tante Blanka habe ich Deine Grüße ausgerichtet, Sie wollen Euch morgen schreiben. Nun seid Ihr, liebe Tante Friedl und Du lieber Onkel Sepp von ganzem Herzen gegrüßt von Eurer Nichte Lydia und Papa

Liebe Tante Friedl, hast Du etwa bei Dir eine Fotografie von Mama oder vielleicht von Mamas Grab ich würde mich sehr freun, wenn Du mir eine schicken könntest. Uns und Tante Malchen [illegible]

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Priester erleben Schlesien.

Bericht aus Schlesien, im Einvernehmen mit Herrn Ordinariatsrat Dr. Joh. Kaps, Breslau, zusammengestellt von Präsentor Alfred Schul Leiter der bischöflichen Suchstelle in Regensburg, von der Tann Str. 7. -Dezember 1945.-

---

Am Samstag vor Palmsonntag, den 24. März 1945, früh, rückten die Russen in Neisse ein. In der Stadt waren gegen 20 Geistliche und Laienbrüder, 200 Ordensschwestern zur Pflege der alten und kranken Leute und gegen 2000 Zivilpersonen zurückgeblieben. Neisse ware trotz achttägiger Belagerung und Bombardierung im Wesentlichen erhalten. Von den künstlerisch wertvollen Gebäuden war nur die berühmte Jakobuskirche am Nachmittag des 21.3. von den Russen in Brand geschossen worden. Wie eine Flut wälzte sich jetzt die Rote Armee in die Stadt und drang auch in das Priesterhaus ein. Die Soldaten nahmen den Priestern und Schwestern sofort die Uhren und andere Wertgegenstände ab. Unter Drohungen verlangten sie den Meßwein und zogen plündernd durch das ganze Haus. Auch der im Keller aufgestellte Altar blieb nicht verschont. Gierig schleppten sie die Monstranzen und Kelche weg. In ununterbrochener Folge wurden die Mädchen, Frauen und Schwestern vergewaltigt. Die Kotarmisten standen-die Offiziere an der Spitze-in langen Reihen vor ihrem Opfern. Bereits in der ersten Nacht wurden viele Frauen und Schwestern gegen fünfzigmal vergewaltigt. Die Schwestern, die sich verzweifelt wehrten, wurden teils erschossen, teils unter furchtbaren Mißhandlungen in einen Zustand physischer Erschöpfung gebracht, die ein weiteres Sichwehren unmöglich machte. So warf man Ordensschwestern auf den Boden, bearbeitete sie mit Rußtritten, schlug ihnen mit Pistolen und Gewehrkolben auf den Kopf und ins Gesicht, bis sie bewußtlos zusammenbrachen und in diesem Zustand ein hilfloses Objekt einer Leidenschaftlichkeit waren, die uns in ihrem Untermenschentum und ihrer Perversität unbegreiflich war. Die gleichen grausamen Szenen spielten sich in Krankenhäusern, Altersheimen und anderen Niederlassungen ab. Selbst 70 bis 80-jährige Schwestern, die krank und völlig gelähmt in ihren Betten lagen, wurden von diesen Wüstlingen immer wieder schändlich mißhandelt und vergewaltigt. Nicht etwa im Geheimen, in verborgenen Schlupfwinkeln, sondern vor den Augen aller, selbst in Kirchen, auf Straßen und Plätzen waren Schwestern, Frauen, ja selbst achtjährige Kinder immer wieder der gemeinen Gewalt preisgegeben. Mütter wurden vor ihren Kindern, Mädchen vor ihren Brüdern, Schwestern vor halberwachsenen Jungen bis in den Tod und noch als Leichen gemißbraucht. Geistliche, die die Schwestern zu schützen suchten, wurden rücksichtslos gepackt und unter Todesdrohungen weggeschleppt.

Sogleich setzte auch eine Razzia nach der zurückgebliebenen Bevölkerung ein, um sie auf engem Raum zusammenzudrängen und so für Plünderungen und andere Gewalttaten freie Bahn zu bekommen. Die Mädchen, junge Frauen und Schwestern hielt man für diese Gewalttaten zurück.

Als wir Priester zusammen mit der Bevölkerung nachts aus der Stadt hinausgeführt wurden, bot sich unseren Augen ein furchtbares Bild. Die Stadt brannte, oft Haus an Haus, ganze Straßenzüge. Die Brände nahmen ihren Anfang meist in den Kellerräumen, ein Zeichen, daß sie absichtlich angelegt waren, was Zeugen später bestätigten. Auch ein großes, von Schwestern geleitetes Altersheim wurde vom Keller aus angesteckt, so daß fast alle Insassen in Rauch und Flammen umkamen. Etwa 80 % der an Baudenkmälern so reichen Stadt des „Schlesischen Rom", wurde ein Raub der Flammen.

In dieser Nacht schleppt man uns in Ungewisse hinaus. Nach längerem Marsch kamen wir in eine Ortschaft und wurden in einem kleinen Raum so eng zusammengepfercht, daß man weder liegen noch sitzen konnte. Am nächsten Tage wurden die Priester einzeln von einem Offizier der NKWD (GPU) vernommen. Dieser war Dozent für Leninismus an der Universität zu Leningrad. Er versuchte uns für Propagandazwecke der Roten Armee zu gewinnen und versprach uns für später große Kirchen und eine gesicherte einflußreiche Stellung, wenn wir uns ihm zur Verfügung stellen würden. Seinen Bildungsgrad kennzeichnete z.B. die Frage, ob der Papst katholisch oder protestantisch sei. Nach Feststellung unserer Tätigkeit in den letzten 10 Jahren wurden wir weiter in das rückwärtige Gebiet geschickt. Man verweigerte uns die Ausstellung von Ausweisen und jede militärische Schutzbegleitung, so daß wir der Willkür der sowjetischen Soldateska gänzlich ausgeliefert waren. Immer wieder wurden wir verhört und mit Gewehrkolben bearbeitet. Die Dörfer boten ein Bild der Verwüstung und Vernichtung. In den Kirchen waren die Tabernakel herausgerissen, Statuen und Bilder zerschlagen, Altäre umgeworfen, Opferkästen erbrochen. Teile von heiligen Geräten, Weihgewändern usw. lagen überall herum. Zum Teil waren die Kirchen, wie auch die Wohnhäuser als Stallungen benutzt worden. Die Dörfer lagen leer da. Es waren nur Frauen und Mädchen zurückbehalten worden, die der Russe für seine Arbeiten brauchte. Sie erlebten immer wieder die gleichen Dinge, die wir oben schilderten. Wir suchten uns in diesen verwüsteten Dörfern eine Unterkunft und ernährten uns kümmerlich von Nahrungsmitteln, die wir in den zerschossenen und ausgeplünderten Häusern noch fanden. Zur Feier des heiligen Meßopfers fehlte uns alles. Diese Unsicherheit dauerte 9 Wochen lang. Nach dem Waffenstillstand gestatte man uns endlich die Rückkehr nach Neisse. Der Anblick der Stadt übertraf unsere schlimmsten Befürchtungen. Wir waren die ersten Priester, die in diese tote, ausgebrannte und gänzlich entvölkerte Stadt zurückkehrten. Unsere erste Arbeit war, die Leichen der mißbrauchten Schwestern zu begraben. In dem Franziskanerkloster waren der P. Guardian und 5 Laienbrüder ermordet worden.

Allmählich kamen die Flüchtlinge in die Stadt zurück, sie hofften, sich in friedlicher Arbeit wieder eine neue Existenz schaffen zu können. Da sie ihre Wohnungen meist zerstört vorfanden, versuchten sie irgendwo in den Außenbezirken eine Unterkunft zu finden. Doch auch bedurfte es tagelanger Aufräumungsarbeit, um einen Wohnraum zu schaffen, denn überall war ein Durcheinander von zerstörten Möbelstücken, Speiseresten, Wäsche, Hausgerät, Büchern, aufgeschlitzten Federbetten, zerstreutem Mehl, Kadavern und Exkrementen. Wir gingen sogleich an die Säuberung der Kirchen, in denen sich ein ähnliches Bild bot. Alle diese Arbeiten wurden aber fast unmöglich gemacht, weil sich die Rote Armee auch weiterhin ähnlich benahm, wie in den Tagen des Krieges. Tag und Nacht gingen die Plünderungen und Schändungen weiter. So wurde die Bevölkerung in ständiger Angst gehalten. Selbst Ordensschwestern wurden noch hingemordet, erhaltene Häuser noch in Brand gesteckt, auch Klöster und Pfarrhäuser in den vom Krieg unberührt gebliebenen Gegenden total ausgeplündert, das Getreide und das Vieh weggeschleppt. Eine Leidensperiode begann, als das Land dem Polen übergeben wurde. Obwohl zuerst noch keine polnische Bevölkerung da war, wurde der deutsche Gottesdienst verboten. Auch die Gläubigen durften nicht mehr in ihrer Muttersprache beten und singen. In Weisse versuchten wir einen modus vivendi zu schaffen, um allen Forderungen betreffend polnischen Gottesdienstes gerecht zu werden, dagegen war in den Landkirchen nur noch stiller Gottesdienst, da außer einer Milizbewachung weder Polen da waren, noch die Priester die polnische Sprache beherrschten. Diese Miliz hatte die Rolle der Gestapo bezw. der NKWD (GPU) übernommen, und plünderte die Bevölkerung aus, die aus den vom Kriege ver-

schonten Gebieten zurückkam und ihre gerettete Habe mitbrachte. Sie ist ein eigenmächtiges Instrument unter kommunistischer Führung und hat vor allen Dingen die gewaltsame Ausweisung und Deportierung der Bevölkerung, die fast nur aus Frauen, Kindern und Greisen bestand, in brutalster Form durchgeführt. Ab Juli wurde, wie anderwärts auch, die Landbevölkerung um Reiche Dorf für Dorf innerhalb weniger Minuten von Haus und Hof vertrieben, wie Vieh zusammengejagt, unter Schlägen und Ausplünderung ihres wenigen, schnell zusammengerafften Bundvorrats in Lager zusammengepferrcht und dort -in Hitze und Regen, oft ohne Dach- dem Hunger schonungslos preisgegeben. Kranke, kleine Kinder und ältere Leute erlagen meist schon am Anfang diesem unmenschlichen Wüten der Miliz. Die übrigen wurden völlig erschöpft, krank und ausgehungert ohne jede Verpflegung in Viehwagen gestopft und westwärts abtransportiert. In den meisten Städten wurden die Deutschen in Ghettos gepresst, wo sie bis zu 20 und mehr Personen in einem Zimmer hausen mußten, aus dem vorher die Möbel und alle Gebrauchsgegenstände herausgeschafft worden waren, -ohne Nahrung, Heizung, Licht, Arzt, oft selbst ohne die notwendige Kleidung. Sogar Typhuskranke wurden bei Nacht aus ihren Betten geworfen, auf die Straße gesetzt und dort ohne jegliche Unterkleidung liegen gelassen. Die Männer wurden von ihren Angehörigen getrennt und in besondere Lager gebracht. Diese, nicht Mitglieder der NSDAP., sondern meistens gute Katholiken, die wegen ihrer einwandfreien politischen Führung, ja oft wegen ihrer besonders charakterfesten Haltung in den vorangegangenen Jahren gelitten und vielfach Beruf und Stellung verloren hatten, sich deshalb ganz sicher fühlten und so vertrauensvoll dagebliebenen waren. Diese Männer quälte man nun in einer Weise zu Tode, die unvorstellbar ist. Mit allen möglichen Prügelinstrumenten, selbst Eisenstangen, wurden sie erschlagen, daß sie mit gebrochenen Knochen liegen blieben. Mit Messern und Leitern machten man ihnen Hakenkreuze in das Fleisch. Bewußtlose Übergoss man mit Wasser, um sie dann wieder weiterzuquälen. Ebenso behandelte man junge, entlassene Kriegsgefangene, die aus der englischen und amerikanischen Zone ahnungslos herüberkamen, um ihre Angehörigen zu suchen. Selbst vor Priestern machten diese polnischen Milizen nicht Halt. So hat man einen katholischen Geistlichen südamerikanischer Staatsangehörigkeit eine ganze Nacht hindurch im Gefängniskeller gequält und geprügelt, und hätte ihn wahrscheinlich zu Tode gebracht, wenn er nicht auf Intervention hin als Amerikaner gerettet worden wäre.

So quälten Busenn, Kommunisten und Polen die deutsche Bevölkerung und darin erschöpfte sich ihre Sorge um das Land. Statt für die notwendigsten Lebensmittel zu sorgen, nahmen sie noch das letzte weg, schaffen die spärliche Ernte und das Vieh weg und verurteilte so die Menschen zum Hungertode. Polen und Russen fielen über die Gärten her, rissen die halbreifen Früchte von den Bäumen und Sträuchern und holten sich das Gemüse. Die Felder durften die Deutschen nicht betreten, sie nährten sich von den wenigen versteckten Kartoffeln, die sie heimlich bei Nacht und Nebel auf den Feldern herausgescharrt hatten. Wurden sie dabei erwischt, schleppte man sie in das frühere Braune Haus und verprügelte sie dort nicht nur bis zur Besinnungslosigkeit, sondern so, daß sie manchmal um den Verstand gebracht wurden. Die später eingeführten Lebensmittelkarten bekamen nur solche Deutsche, die in einem Arbeitsverhältnis zu dem Polen stehen. Auf diesen Karten wird nur Brot und Salz zugeteilt, aber tatsächlich haben die Deutschen fast nie etwas auf diese Karten erhalten. Zuerst werden die Polen in den wenigen Geschäften bedient, und so ist für die Deutschen immer nichts übrig. Infolgedessen griff der Hungertyphus rasch um sich und es starben nicht nur alle kleinen Kinder und alle alten Leute, sondern der Tod raffte auch starke gesunde Menschen in grosser Zahl dahin. Die Sterblichkeitsziffer

wuchs bis aufs Zehnfache der vorhergehenden Kriegszeit.

Unter diesen unerträglichen Verhältnissen haben es viele vorgezogen, ihre alte, seit Jahrhunderten angestammte deutsche Heimat freiwillig zu verlassen, in der Hoffnung, irgendwo im restlichen Reiche ihr Leben, wenn auch nur in den bescheidensten Verhältnissen, so doch in Sicherheit und Ruhe führen zu können. Man gewährte ihnen freie Abfahrt und die Mitnahme von 20 kg Gepäck, jedoch schon bereitet der Erwerb des Auswanderungsscheines grosse Schwierigkeiten, da er 10 Zloty kostet und polnisches Geld den Deutschen kaum erreichbar ist. Noch grössere, den meisten unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet die Bezahlung der weiten Bahnfahrt, da 30 km bereits 6 Zloty = 15 Rm kosten. Damit ist die Benutzung der Bahn für die meisten von vornherein ausgeschlossen. Hat aber wirklich jemand das Geld aufgebracht, so darf er noch nicht ruhig fahren, er wird immer wieder aus dem Zuge herausgeworfen, ausgeplündert, wochenlang zu Zwangsarbeiten zurückgehalten und landet schließlich womöglich in einem großen Lager vor der Görlitzer Neisse.

Erleichtert aufatmend überschreitet man so die Grenze, irgendwo die andere Seite endlich erreicht zu haben. Wenn der materielle Verlust auch noch so groß ist, bedrückender ist das leidvolle Schicksal der Heimat. Schlesien und besonders Oberschlesien ist ein Land der Ketten, geknechtet und vergewaltigt von Subjekten, die nur den niedrigsten Instinkten leben und beherrscht sind von wildesten Hass- und Rachegefühlen. Das ist die Tat des deutschen Schlesiens, ausgeliefert zu sein einem gewissenlosen, rachsüchtigen, bolschewistischen Tyrannei, der nichts mehr heilig ist.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Vom Ausgang des II. Weltkrieges bis zur Austreibung aus der Heimat Bad-Warmbrunn-Herischdorf 1944 - 1947

von Studienrat i. R. Arno Mehnert
5768 Sundern (Sauerland)

Sonderdruck aus dem Gedenkbuch der
Riesengebirgsgemeinde Bad-Warmbrunn-Herischdorf

1969

Druck: Wenzl Nowak, Biskirchen/Lahn

Institut für Zeitgeschichte – Archiv
ZS/A-39 - 22
00021

Als im Jahre 1944 die Lage Deutschlands an allen Fronten bedrohter zu werden begann, erschien auch die Sicherheit für den deutschen Osten nicht mehr gegeben. In diesen Ostgebieten, vom Kriege bisher am weitesten noch verschont, hatte man aus dem, besonders aus der Luft gefährdeten Westen und Süden die Kinder und Mutter in Sicherheit gebracht, die kostbare Habe, wie Wäsche u. v. a. dorthin geschickt. Man hatte sich gewöhnt, diese Gegenden als den Luftschutzkeller Deutschlands anzusehen. Unter diesen Umständen erhob sich die Frage, wie man dieses Gebiet schützen könnte. Allerdings sollte dies ohne Aufkommen von Befürchtungen geschehen. Die erste Maßnahme der damaligen Regierenden war, die frei zu machenden Hände für den Schutz dieser Heimat in Gang zu setzen. Das betraf den Schutz der Ostgrenzen in der Weise, daß ein Ostwall in aller Eile errichtet werden sollte. Sein Anfang lag bei Schneidemühl im Norden, im Süden reichte er bis zum oberschlesischen Industriegebiet.

Am 12. August 1944 sammelten sich in Hirschberg alle Lehrpersonen — die Schulen waren nach den Ferien nicht wieder geöffnet — auch alle freizumachenden Beamten und Angestellten aus Verwaltung und Büros, der Wirtschaft und Geschäfte beiderlei Geschlechts aus dem Hirschberger Tal, also auch aus Bad-Warmbrunn-Herischdorf, die seit 1941 zur Stadt vereint waren, und wurden über Glogau nach Beuthen a. O. und Umgebung geschafft. Wir arbeiteten als Schanzer am Oderwall und in den Oderwiesen ein Grabensystem in einem Abschnitt des Unternehmens Bartold. Die ganz Unabkömmlichen und freien Berufe fuhren Sonntags zum Schanzen in den Oderwald. Andere Abteilungen waren über die Oder vorgeschoben zur Arbeit an Panzergräben und Verteidigungsstellungen zwischen Laube und Geyersdorf bei Fraustadt. An diesen Grabensystemen wurde noch Ende Januar 1945 geschanzt, als die Front nur wenige Tage entfernt war. Inzwischen hatte sich schon von Ober-Schlesien her und von den Deutschen aus Polen ein Strom von Flüchtlingen mit der Eisenbahn und in Trecks nach dem Innern des Reichs aufgemacht, denn die Russen waren aus dem Weichselbogen durchgebrochen und standen im Umsehen an der Grenze unserer Heimat. Die Rote Armee schien nur noch die Oder aufhalten zu können. Anfang Februar wurden Glogau und Breslau eingeschlossen. Aus dem rechten und bald auch dem linken Oderland waren die Trecks aus Land und Stadt nach dem Westen unterwegs, um den Gewalttätigkeiten der Roten Armee auszuweichen.

In diesen Tagen ergingen Aufrufe in unserer Heimat, daß die zahlreiche ortsfremde Bevölkerung, die Schlesien besonders am Gebirgsrand aufgenommen hatte, ebenso wie Greise, Kinder und Mütter weiter im Reich Schutz suchen sollten.

Ein Räumungsbefehl des Kreisleiters vom 12. März, der schon einmal im Februar ergangen, aber nicht in vollem Umfange befolgt war, liegt mir vor. Nur

die werktätige Bevölkerung sollte zurückbleiben. Für die gesamte verbliebene Einwohnerschaft wurde ein wöchentlicher Arbeitseinsatz an zwei Tagen verfügt, unterschrieben vom damaligen Bürgermeister Wels. Zum Bau von Gräben und Straßensperren wurde aufgerufen. Nur die Jugend unter 15 Jahren war darin ausgenommen. Solche Gräben und Sperren entstanden z. B. in der großen Kurve am Tannenberg im Garten von Sattler Krohn, an den Ortsausgängen wie nach Stonsdorf. Manche Männer wurden zum Volkssturm eingezogen, andere zum Straßen- und Wachtdienst bei Nacht oder Luftmeldewache tagsüber auf dem Scholzenbergturm seit dem März eingesetzt. Die Front hatte sich seit den Februartagen auf der Linie Löwenberg—Goldberg—Jauer gehalten. Wenige Tage vor der Kapitulation Breslaus am 6. Mai nach standhaftester Verteidigung gab auch am Vorgebirgsrand die Front nach und stand bald vor Hirschberg. Kämpfe gab es noch in Gotschdorf. Am Abend des 8. Mai wurden letzte Schrapnelle noch in Herischdorf beobachtet. Seit dem 7. Mai drängten sich endlose Züge von Flüchtenden aus Stadt und Land durch Herischdorf über Schreiberhau zur Grenze und nach Böhmen, doch haben wohl die wenigsten noch die Grenze erreicht. Die nach Böhmen gelangten, erlitten Gewalttätigkeiten, Raubmord, Tod, was auch einige unserer Mitbürger traf. Bald waren die Straßen hoffnungslos verstopft. Am 9. Mai konnten vom Verfasser noch Abwurfzettel der russischen Flieger geborgen werden, die die Waffenstreckung für den 9. Mai forderten.

Mit diesem Tage war hier eine lähmende Ruhe eingetreten. Um diese Tage geschahen einige Selbstmorde, die sich unter den Einwohnern von Warmbrunn-Herischdorf ereigneten, außer denen, die schon durch die Räumungsbefehle, oder auf dem Fluchtwege herbeigeführt waren. Die Straßen waren von russischen Truppendurchzügen gefüllt, die nach Schreiberhau zur Grenze bestimmt waren. In dem Durcheinander gab es zunächst überhaupt keine Verwaltung mehr. Doch wurde eine kommissarische Leitung eingesetzt, die ein Dr. Kuhna übernahm, der schon längere Zeit hier beschäftigt gewesen war. Warmbrunn bekam einen russischen Kommandanten. Es war ein Professor, wohl mit Rücksicht auf die dortigen kostbaren Museen und Sammlungen bestimmt. Von diesem ersten Kommandanten konnte man bald sagen, daß er mit Verständnis die Bevölkerung behandelte — ein rigoroses Auftreten könnte ihm nicht nachgesagt werden. Diese russische Ortskommandantur war damals in der Schloßstraße Nr. 8 bei den Bädern untergebracht. Die Stadtverwaltung hatte die Räume des Hausfleißes bezogen. Da es jetzt darauf ankam, die Bevölkerung auch zu versorgen und bei gutem Gesundheitszustande zu halten, trat ein Rechtsanwalt Himmelreich Herrn Dr. Kuhna zur Seite. Er hatte mit seiner Frau bei seiner auf dem Scholzenberg wohnenden Schwiegermutter Zuflucht gefunden und widmete sich vor allem der Versorgung alter Menschen, richtete eine Volksküche ein mit dem Roten Kreuz für die von der Grenze Zurückflutenden, dar-

00092

Institut für Vergeschichte Lüneburg

unter auch vieler Soldaten, die keinen Weg nach Deutschland mehr hatten, unterstützte die Ausreise noch hier gebliebener Ortsfremden und gab den Ausreisenden bis Kohlfurt Begleitpersonen mit, die Fahrt dorthin dauerte damals mehrere Tage. Die Stadtverwaltung, von deren ersten Verfügungen aus dem Mai beim Verfasser einige Blätter sich erhalten haben, erließ nun auf Verlangen der Kommandantur die ersten Anordnungen. So verfügte sie am 10. Mai die Ablieferung der Radiogeräte, Schußwaffen, auch Jagd- und Kleinkalibergewehre, Brownings, alles einschließlich der Munition, aller Hieb- und Stichwaffen, Degen, Seitengewehre, was offenbar schon am 9. Mai verfügt, aber nicht durchgedrungen war. An diesem Tage wurde auch die russische Uhrzeit eingeführt, also die z. Z. bei uns geltende Sommerzeit noch um eine Stunde vorgerückt. Alle noch vorhandenen Benzinvorräte und Treibstoffe und alle schon verlassenen Wohnungen sollten angemeldet werden. Am 16. Mai wird die Steuerpflicht erneuert. In einer 4. Bekanntmachung unter dem 20. Mai wird die sofortige Abgabe aller Militärausrüstungen samt Stiefel, Feldstecher, Gasmasken, Reitersättel, Sporen, Trensen, Zügel, Militärdecken, ferner aller Fotoapparate, Fernrohre verfügt. Die schon gemeldeten Schreibmaschinen, sowie Telefongeräte (Ausnahmen nur für berufsständischen Gebrauch) müssen an einigen Stellen abgegeben werden, so am Kurhaus und in den Lagerräumen von Vogel, wozu Frauen zu stellen waren. Auch war eingelagertes Fremdgut anzumelden, ebenso alles Gastvieh. Preiserhöhungen werden verboten. Die Einsetzung von Vertrauensleuten in jeder Straße zur schnelleren Bekanntmachung und zur Bestimmung für die Reinigung der Straßen muß erfolgen. Da die Gasleitung wieder gefüllt wird, sollen die Hauptgashähne sofort geschlossen werden. Die Banken waren nach dem 8. Mai nicht mehr geöffnet worden. Überall waren auch die Straßensperren und Gräben bis hinauf zur Zinkenhöhe im Abbau durch Männer, die die Vertrauensleute bestimmt hatten. In Hirschberg hatte der Rechtsanwalt Dr. Walter Roth den Auftrag vom dortigen russischen Kommandanten bekommen, sofort eine Organisation zustandzubringen, die unter seiner Leitung für Ordnung, Sauberkeit und Schutz der Bevölkerung sorgte, worauf sie notfalls bestehen konnte. Das kam in Warmbrunn-Herischdorf nicht zustande aus Mangel an dafür geeigneten Personen. Auf dem Scholzenberg war so etwas wie eine Straßenwache entstanden. Dort fanden sich einige Männer Abend für Abend zusammen, um den Familien und Nachbarn einen Schutz zu geben, gegen Raubtaten und Überfälle etwaiger einzelner russischer Soldaten. Wir kamen dann selbst erst lange nach Mitternacht zur Ruh. Am Tage waren die höher gelegenen Straßen den Soldaten zu abgelegen, während sie unten im Tal schnell einmal in die Häuser eindrangen. Doch hörten wir in den aufkommenden Nächten gellende Schreie zu uns heraufdringen. So hatten wir für unsere Mädchen auch verschiedenste Ausweich-Möglichkeiten geschaffen.

In dieser Zeit waren auch bald vom russischen Militär Haussuchungen unter Unteroffiziers-Patrouillen zu 3 Mann vorgenommen, wobei sie nach Waffen suchten und nach Männern unter 50 fahndeten zur Arbeit. Schließlich hieß es, diese sollten nach Schönau zu Aufräumungsarbeiten. In Wirklichkeit aber wurde um den 20. Mai ein sogenannter Adolf Hitler-Marsch aus Stadt und Land daraus, bei großer Hitze und Entbehrungen. Dieser Marsch führte unter russischen Wachmannschaften ohne Verpflegung bis in die Gegend von Goldberg. Aus der Kolonne Austretende wurden dabei gleich niedergeschossen. Nach 2 Tagen entließ man die erschöpften und ausgehungerten Marschierer ins Hirschberger Tal zurück, wirklich ein frivoles Spiel der Rache oder des Sadismus an den Wehrlosen. Ähnliches scheint sich auch anderswo abgespielt zu haben. Daß die Russen aber auch einmal menschlicher handeln konnten, erlebte der Verfasser bei einer Hausdurchsuchung. Doch bald zogen die Russen ihre Truppen aus den Ortschaften zurück. Nach Licht und Gas kam auch die Hirschberger Talbahn wieder in Betrieb, aber nur bis Warmbrunn. Nach draußen waren wir wie eingemauert. Da der Boberviadukt am Hausberg gesprengt war, auch der Rohrlacher Tunnel durch Sprengung unbefahrbar gemacht worden war, gab es nach Ost und West keinen Verkehr mehr. Auch nach Löwenberg, also nach N. konnte m. E. nach nicht mehr gefahren werden. Nur der Weg nach Schreiberhau blieb offen, doch führte er zur Grenze, von wo weder Post noch Zeitung zu erwarten waren, auch kein Verkehr möglich war. So konnten auch die Ausreisewilligen nur mit Pferd und Wagen und gegen viel Geld nach Kohlfurt kommen. Mit dieser Abgeschlossenheit mußten wir uns abfinden, solange man Haus und Garten oder Wohnung hatte und unbehelligt blieb. Ein Denken über die unmittelbarste Gegenwart hinaus konnte keiner sich recht leisten, war man doch froh, Brot schon wieder zu haben und was der eigene Keller hergab. Dazu las man an Maueranschlägen, daß Stalin nicht gegen das deutsche Volk gekämpft habe und von diesem Volke nichts haben wollte. Das sollte sich bald als höchst trügerisch herausstellen. Jetzt aber sah man durch die Hauptstraße von Herischdorf in langen Zügen die Bauern mit ihren Mädchen auf großen Heuwagen über Hirschberg ins schlesische Land z. B. nach Berbisdorf zurückfahren, sodaß das Dorf bald wieder 1200 Einwohner hatte, statt ihrer alten Ortszahl an 1400.

In dieser verhältnismäßig ruhigen Zeit nach der Besetzung begann man aufzumerken, als von der russischen Kommandantur in Abständen zu drei Kommissär-Versammlungen eingeladen wurde, einmal ins Kino, zweimal ins Kurtheater. Hier war Politisches zu erwarten. Da suchte man uns von den Vorteilen der russischen Bauernsiedlung zu überzeugen, stellte uns auch das Leben des russischen Arbeiters in den Siedlungen um Moskau im vorteilhaftesten Lichte dar, vergaß aber nur zu sagen, daß die Schnellbahnen zu diesen Vorortsiedlungen wie diese selbst erst Ausnahmen waren. Am Schlusse hat-

1 0023

Institut für Heimatgeschichte - Archiv

ten die Deutschen Gelegenheit zu fragen und eigene Nöte vorzubringen. Es war beschämend, daß sich hierbei einige von uns in Beschuldigungen gegen eigene Landsleute ergingen und öffentlich ihre persönlichen Beschwerden vorbrachten. Das war selbst den Russen zuviel, die mit solcher schmutzigen Wäsche der Deutschen nichts zu tun haben wollten und dieses Anschwärzen von sich wiesen. Die meisten Deutschen im dichtgefüllten Theater — ich erlebte es oben von der Galerie mit — widerte dieses Gebahren solcher Landsleute an, während wir über unsere geschickte und nicht unfreundliche Behandlung durch die Russen eher erstaunt waren. Nur machten uns gewisse Bemerkungen der Politruks stutzig, als sie erklärten, daß Deutschland mit Landabtretungen diesen Krieg sühnen müsse, und wenn ich mich nicht irre, wurde grade auf Schlesien in diesem Zusammenhang hingewiesen. Einer dieser Vorträge war von einer geschickten, nicht unsympathischen Frau gehalten. Sie waren auch alle in gutem Deutsch gesprochen. Da die Abtretung von Schlesien hier aus dem Munde von Politruks zu hören war, fand diese Eröffnung noch keineswegs Glauben. Das war so etwas Ungeheuerliches, daß den heimatliebenden Schlesiern gegen alles Rechte und Gewohnte stand. Waren doch eben noch Gerüchte im Umlauf, daß zum 1. Juli mit Eröffnung der deutschen Schulen zu rechnen sei. Die vorhandenen Lehrer fühlten sich angesprochen, mit den Kindern nun nach der einjährigen Pause wieder arbeiten zu können. Selbst für die Aufbauschule schien an die Aufnahme des Unterrichts gedacht zu sein. Der Verfasser dieser Ausführungen bekam über die Stadtverwaltung am 21. Juni die Aufforderung, die wertvollen Sammlungen und Unterrichtsmittel dieser Schule zu ordnen und zu sammeln, die durch das Lazarett und Einquartierung russischer Soldaten völlig verstreut und durcheinander gebracht waren.

Aber in diese Tage fielen auch schon die Versuche der seit Ende Mai eindringenden Zivilpolen, in unseren Heimatorten Fuß zu lassen. Sie hatten schon seit einiger Zeit Wohnungen oder Häuser geflohener Einwohner übernommen, wofür sie leicht beim Starosten in Hirschberg einen Erlaubnisschein erhielten. Aber es waren meist dunkle Existenzen darunter, die nur auf Gewinn ausschauten. Denn in Polen hatte man durch Maueranschlag aufgefordert, nach Schlesien zu gehen und sich dort niederzulassen, oder eine Erwerbsquelle zu suchen. Dasselbe zeigte sich in Hirschberg. Auf dem Scholzenberg beobachtete man einen Fall, wo ein Pole ein Haus, das leer stand, sich hatte übertragen lassen. Dort hatte er nun aus anderen 5 verstreuten Häusern sein Lager an, von dem er von Zeit zu Zeit über Nacht volle Fuhren von Möbeln und Hausrat nach dem Osten schaffte. In den Nächten entwickelte dieses Haus einen lebhaften Verkehr. Nach wenigen Tagen der Ruhe setzte der Zurückgekehrte seine Tätigkeit fort. Ganz offen am hellen Tage sahen wir immer wieder Lastwagen auf Lastwagen von Schreiberhau und anderen Kurorten des Gebirges mit gestohlenen Betten und Möbeln aus den Kurheimen und Sanatorien durch unsere Hauptstraße nach Hirschberg und dem Osten fahren. Ein anderer Pole hatte sich in eine gut ausgerüstete Praxis mit allen Apparaten, wie Röntgen usw., einsetzen lassen. Das genügte ihm noch nicht, in Schreiberhau ließ er sich dazu ein Sanatorium übertragen und in dem nahen Gotschdorf oder Voigtsdorf noch einen Bauernhof. Einen anderen Weg gingen die Polen mit der Ortsverwaltung. Man ließ die nach dem 8. Mai eingesetzten deutschen Beamten arbeiten. Aus den dann eingedrungenen Zivilpolen war noch für Wochen keine Verwaltung zu schaffen. Doch in der zweiten Hälfte des Juni wurde die russische Kommandantur in Warmbrunn durch eine polnische ersetzt, anders als in Hirschberg, wo die russische bis zum 20. Juli blieb. Das bekamen wir schnell zu spüren. Am Montag, dem 25. Juni eilte der Schreckensruf um 10 Uhr durch Warmbrunn, die ganze Ortsbevölkerung würde sofort ausgetrieben. Man hatte schon von vielen Ortschaften Ähnliches vernommen, auf diese teuflische Weise sollte das schlesische Land aufs schnellste entleert werden. Die Anordnung erreichte den Verfasser bei seiner Arbeit des mühsamen Sammelns und Ordnens in der Aufbauschule. Dem noch vorhandenen russischen Kommandanten in Hirschberg war es dann zu danken, die Durchführung des Befehls verhindert zu haben. So entgingen damals noch die Warmbrunner und Herischdorfer diesem Schicksal.

Inzwischen war das Eindringen der polnischen Zivilisten immer zahlreicher geworden, was sie hier in den Orten trieben, nannten wir bald nur noch Zappzerap. Das war nichts weiter als Raub und Plünderung. Es war für sie jetzt leicht in Häuser einzudringen. Sie brachten sich oft gleich einen Milizsoldaten mit. Da war ein Widerstand nicht mehr möglich. Die Verwaltung hatten nun ganz die Polen übernommen, indem sie von heut auf morgen die Deutschen entließen, die sie zum Anlernen bisher hatten arbeiten lassen. Auch war es nun schon Ende Juli geworden. Da erschien der Anschlag an der Herischdorfer Apotheke. Darin wurde erklärt, das „urslavische" Schlesien kehre nun zu Polen zurück, die Verkündigung war schon im April ausgestellt. Der von mir dort auf der Stelle wortwörtlich abgeschriebene Erlaß hat den folgenden Wortlaut und wird allen Mitbürgern aus der Heimat und allen Lesern wichtig sein.

An die Bevölkerung Niederschlesiens und der Brandenburger Südgebiete

Die urslavischen von Polen durch den germanischen, imperialistischen Drang abgerissenen Gebiete sind dank dem siegreichen Vordringen der verbundenen Roten Armee sowie der heldenhaften Polnischen Armee für die Heimat zurückgewonnen.

Auf Grund einer Bestimmung des Ministerrats der Republik Polen übernehme ich die Stadtverwaltung auf diesen reinslavischen zurückeroberten Gebieten. Ich fordert die Bevölkerung zur loyalen und restlosen Unterordnung aller Ver-

000024

Institut für Vergeschichte - Archiv

25 - 63/A-22

fügungen der polnischen Verwaltung sowie zur strikten Befolgung und Ausführung sämtlicher Anordnungen auf.

Jeder aktive oder passive Widerstand wird mit Gewalt gebrochen und die Schuldigen werden nach den Bestimmungen des Kriegsrechts bestraft. Die mit Gewalt und Hinterlist germanisierte slavische Bevölkerung wird von mir betreut und ihr die Möglichkeit gegeben, zum Polentum zurückzukehren, für das die besten Töchter und Söhne dieser urslavischen Gebiete geblutet haben.

Im April 1945
w Kwietnia

Der Beauftragte der Republik Polen
für das Verwaltungsgebiet Niederschlesien
Mag.st. Piaskowski

Die Deutschen erhielten in ihrer Heimat durch diesen Anschlag Kenntnis davon, was in Polen über das Schicksal Schlesiens geplant war und welch rechtloses Schicksal ihnen bevorstand. Wer unsere schlesische Geschichte nur etwas kannte, sah sich hier einer aller Wahrheit entbehrenden Begründung für die geplante Einfügung unserer Heimat in das Land Polen gegenüber. Dem Gedanken eines „urslavischen Schlesiens" fehlt in der Wissenschaft der ganzen Welt jede Anerkennung. Auch ist bei diesem Anschlag nicht zu übersehen, daß er schon vor den Verhandlungen von Potsdam geschrieben ist und beweist die schon während des II. Weltkrieges auftauchende polnische Forderung nach Schlesien und Pommern, wie es zu den Zielen jener Kreise gehörte, die man die „Westmärker" nennt.

Der nächste Schritt erfolgte mit der Austreibung ganzer Straßen. Am 9. August wurde die Hornstraße geräumt. Die Bergstraße folgte am 13. August. In die letztere zogen Beamte oder Angestellte aus Hirschberger polnischen Verwaltungen. Meist gaben sie sich als Minister aus, denn es gab solche in der Stadt für alles und jedes. Bezeichnend war auch der neue Name der Bergstraße: ulica Partisanska, so daß wir vermuteten, daß auch die polnische Gestapo dazu gehörte. Meist verlief so eine Besetzung hier oder in anderen Häusern in der Weise, daß man abends in den neu besetzten Häusern in großer Zahl zusammenkam zu einem Gelage bis weit in die Nacht, um die Vorräte in den deutschen Häusern zu genießen. Nicht ohne Grund ging ein Wort bei uns um nach einer gefallenen polnischen Äußerung: Jedes deutsche Haus sei ein Warenhaus. Wir konnten aus der Ferne oder manchmal aus nächster Nähe beobachten, daß es nachts in den Straßen hoch herging. Vor allem waren diese Straßen selbst für uns überhaupt nicht mehr zu betreten. Als wir uns doch einmal in die Straße vom Felde her wagten, wurde schon bald über unsere Köpfe hinweg geschossen und als wir doch weiter eindrangen, trat man uns mit der Pistole entgegen, daß wir es vorzogen, ins Feld zurückzugehen. Ein Versuch, wenigstens mit der Frau des Mannes zu reden, der die Straße ausgeräumt hatte, verlief ergebnislos. Auf den Hinweis, daß es nun an der Zeit wäre, für Ordnung zu sorgen, wurde mit Kopfschütteln verneint. Auf den weiteren Einwand: also Haß, folgte heftiges Kopfnicken. Wir Bewohner der Straße hatten in weniger als 2 Stunden unser Haus verlassen müssen. In dieser kurzen Zeit hatte man nur noch wenig zusammen suchen können, wenn immer ein Soldat mit der Waffe einen begleitete, selbst bis auf den Boden. Ein längst gepackter Handkoffer mit guten Sachen und unersetzlichen Familienandenken wurde hinter meinem Rücken sofort entwendet von einer Miliz, nur mühsam gelang bei einem Offizier die Herausgabe der Andenken. (Das Zusammensuchen gelang nur unter Bewachung bis auf den Boden). Auf einer Kindersportkarre brachten wir nur zwei Rucksäcke und einen Handkoffer für meine Frau, nicht die vorbereiteten Rucksäcke für die Töchter heraus.

Mit dem zunehmenden Herbst hatten wir den Eindruck, daß man uns aushungern wollte. Doch nur wenige wollten die alte Heimat verlassen. Wem alle Lebensbasis durch die Plünderungen und Herauswurf abgeschnitten war, für den gab es schwere Entschlüsse. Wenn man mich fragen sollte, wovon habt ihr gelebt, so muß ich hervorheben, daß man mit der Hilfe des Nächsten und der Bauern rechnen durfte. Man erhielt auch festen Mittagstisch bei noch nicht aus der Wohnung Gewiesenen. Obst war eine seltene Frucht. Viele Wochen nährte der Verfasser sich von veredelten Vogelbeeren und suchte alle Bäume in Straßen und Feld ab.

Mit dem 1. Oktober 45 hatte Polen etwas eingeführt, was es wohl damals in Europa nirgends gab: den freien Handel. Nun brauchte man nur Zloties. Wer noch in seiner Wohnung war, verkaufte Wäsche, Kleidung, Schmuck, Musikinstrumente, Nähmaschinen oder selbst die Eheringe. Es wurde alles gehandelt. Bekannte Deutsche waren meist die Vermittler oder auch Polen. Andere Deutsche versuchten zu Lebensmitteln zu kommen, indem sie den deutschen Bauern halfen bei der Kartoffelernte, wofür man sich am Abend einen guten Teil im Rucksack mitnehmen konnte.

Denn die Bauern wußten, daß sie diese Ernte doch nur für einen bei ihnen eingedrungenen „Cheef" einbrachten. Pech war es dann, daß der ganze mühsam erstoppelte Vorrat gerade in diesem Augenblick einem Eindringling in der fremden Wohnung in die Hände fiel. Der Versuch, mit einem guten Wort doch noch diesen kleinen Vorrat für viele Wochen herauszubekommen, schlug fehl. Wir erfuhren dabei, daß auch die schlechteste Hose nicht wieder zu erlangen war, selbst wenn wie in diesem Fall es eine hartherzige Polin war. Solche „Cheefs" so nannten wir es damals, wie bei unserem Bauer, gab es auch bei den deutschen Kaufleuten und Handwerkern. So erzählte uns der bekannteste Kaufmann Z. in der Ziethenstraße, ein alter Geschäftsmann in den 60er Jahren von seinem neuen „Cheef", einem 21 Jahre alten Polen, daß er täglich dreimal die Preise wechsele und ebenso oft das Geld abhole. Bald hatten die

00025
Institut für Zeitgeschichte Archiv

Bauern nicht nur einen, sondern zwei „Cheefs" auf dem Halse, einer kassierte von Milch und Hühnern, der zweite von Feldfrüchten. Die Pana Dubienka, sie war die dritte Inhaberin in unserem Hause, handelte als Mensch und war zugänglicher, die einzige Polin, vor der ich damals den Hut abgezogen hatte. Es ist auch kaum nötig zu betonen, daß die für den 1. Juli erwartete Eröffnung der deutschen Schulen völlig ausfiel. Aber am 1. Oktober wurden unsere Schulen nur für die polnischen Kinder eröffnet. Daher kam es, daß die ausgetriebenen deutschen Schulkinder bei ihrer Ankunft in Westdeutschland einen Ausfall von zwei Jahren Schule hatten. Deutschen Eltern war es erlaubt, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Noch kurz vor Weihnachten suchte die polnische Verwaltung zu verhindern, daß deutsche Lehrer manchen Eltern halfen.

Hier ist der Ort einmal von dem Zusammenleben mit den Polen in unserer Heimat zu sprechen. Nach dem Anschlag von dem „urslavischen Schlesien" wußten wir Bescheid, was uns zugedacht war. Das hatte zur Folge, daß wir nun statt in Warmbrunn im polnischen Cieplice lebten, nahe Jelena Gora, dem alten deutschen vor 650 Jahren gegründeten Hirschberg. Nun mußten wir in polnischen Verkaufsläden ein und ausgehen, mit denen wir überschwemmt waren. Wo sonst wie in der Ziethenstraße zwei Kaufläden bestanden hatten, waren es jetzt sieben. Manchmal wurde vorn im Haus wie hinten um Fleisch und Fett gehandelt. Schon das Betreten eines Ladens war entscheidend. Die Polen hörten den Morgengruß in ihrer Sprache gern, unterließ man das oder grüßte auf deutsch, so konnte man lange auf Bedienung warten. Überhaupt legten sie Wert auf die Achtung ihrer Muttersprache. Schon vor Wochen hatte ein größerer Kreis von einer Ober-Schlesierin polnische Stunden genommen. Als aber die Polen das Zappsarap nur noch verstärkten, erklärten die meisten, mit diesem Volk, das keine Ordnung achte und befolge, wollten sie nichts zu tun haben und seine Sprache schon gar nicht lernen. Das war die natürliche Reaktion dieser Zeit, und die war hier verständlich. Bald wurde es immer unsicherer auf der Straße, dazu hatten die Deutschen stets eine weiße Armbinde zu tragen und waren schon von weitem erkenntlich. Zivilpolen maßten sich ohne weiteres auf der Straße das Recht an, den Deutschen zu durchsuchen und in die Taschen zu greifen oder zogen ihnen die Anoraks mit einem schlimmen Begleitwort aus. Der Deutsche mußte jede, auch die unflätigste Beschimpfung hinnehmen und das, nachdem nun eigentlich der Krieg zu Ende sein sollte. Nachdem die Polen angefangen hatten, uns aus den Häusern, auch vielen Einzelhäusern zu treiben, wobei sie immer nach einem Badezimmer aus waren, hatte der Verfasser nach viermaliger Austreibung im sogenannten deutschen Getto Zuflucht gesucht. Doch fand dieses Getto, das für die ausgetriebenen Deutschen sein sollte, bald Anreiz für die immer noch einströmenden Zivilpolen. Sie hatten offenbar herausbekommen, daß diese Siedlung an der Reibnitzer Chaussee und besonders in der Herzogstraße meist mit den bekannten

Ehestandsdarlehen der NS-Zeit recht gut eingerichtet war. Nun wurde das Leben im Herbst und im Winter 45/46 dort sehr unruhig. Wir hielten die Häuser verschlossen und verfolgten solche auftauchenden Zivilpolen auf Schritt und Tritt aus versteckter Beobachtung. Doch hatten sie schließlich Erfolg oder kamen gleich mit Milizern, die den Eingang erzwangen oder die Wohnung aufbrachen. Da spielte sich in der Herzogstraße die Geschichte mit dem Trokkenpflaumensack wenige Tage vor Weihnachten 1945 ab, die unbedingt als einer von manchen erzählt werden muß. Es war ein Pole, der sich in Gotschdorf einen Bauernhof hatte geben lassen, bei einem alten Ehepaar über uns eingedrungen und hatte es aus der Wohnung ausgetrieben. Wir hörten aber jede Nacht das Räumen und Einschleppen über uns von einem Gefährt aus. Selbstverständlich konnte keiner von uns Licht machen, sonst wäre man durchs Fenster eingestiegen. Schließlich kam noch vor Weihnachten ein Tag, da hielt im Dunkelwerden vor 6 Uhr ein großer Bauernkastenwagen vor dem Haus. Die anderen Bewohner, meist die weiblichen, waren gezwungen worden das aufgehäufte Waren- und Möbellager herunterzuschleppen und auf dem Wagen zu verstauen, doch war nach der Abfahrt im Schnee ein Sack mit Pflaumen liegen geblieben, den ein gegenüber wohnender Nachbar später aufgenommen hatte. Nach zwei Tagen erschien der ehemalige Leutnant wieder und erklärte, daß ein Pflaumensack fehle und verlangte — es war der 20. Dezember, wie ein Tagebuch in der Familie es festgehalten hat — bis zum nächsten Morgen um 8.30 Uhr die Herausgabe des Sackes. Das gab natürlich gewaltige Unruhe im Haus. Man stellte fest, daß auch von anderen der Sack gesehen war. Auch bekannte sich der Nachbar dazu, ihn aufgehoben zu haben und war sofort bereit, ihn herauszugeben. So bekam der Pole am anderen Morgen den Sack. Am nächsten Tag erschien wieder der Pole. Er verkündete, daß 15 Kilo an dem Gewicht des vollen Sackes fehle, der 25 Kilo gefaßt habe. Er verlangte, bis morgen 2.30 Uhr nachm., die fehlende Menge an Pflaumen oder 3000 Zloty in bar, andernfalls wurde morgen die ganze Straße herausgeworfen. Wenn wir auch alle die Angaben über Inhalt und fehlende Menge bezweifelten, so standen wir nun vor dieser Zwangsforderung. Ein Vorschlag des Nachwiegens hatte gar keine Aussicht, auch war dies jetzt zu spät. An der Durchführung konnten wir schon überhaupt nicht zweifeln. Da kannten wir zu gut die Polen. Aber wir wollten verhindern, daß die vielen deutschen Familien unmittelbar vor dem Fest und nun gar im tiefen Winter auf die Straße gesetzt würden. Wie aber die für unsere damalige Lage ungeheure Summe aufbringen? Im Laufe des Abends kamen wir überein, durch die Familien der Straße zu gehen und von jeder Familie einen Beitrag von 30 Zloty zu erheben. Auch der Verfasser übernahm eine Reihe von Häusern und hat bis zum nächsten Morgen 600 Zl. gesammelt. Das war ein mühsames und trauriges Geschäft, weil in diesen Tagen viele Frauen in der Straße mit großer Mühe

Institut für Zeitgeschichte – Archiv
00026
23/A-33 - 24

sich durch Verkauf von Wäsche oder Hausrat je 200 Zl. besorgt hatten, um ihre Männer auszulösen, die schon im Oktober in die Tschechei zur Zwangsarbeit im Holze verschleppt wurden unter der völlig fadenscheinigen Beschuldigung, Hakenkreuze an die Kellerdecke gemalt zu haben. Welche Qual für die Frauen, dieses Lösegeld nun angreifen zu müssen! Dieser Abtransport aus unseren beiden Orten wurde jetzt zufällig dem Verfasser von einem ebendorthin zur Arbeit Verschleppten bestätigt. Dieses Geldsammeln hatte einem der Männer damals die Verunglimpfung eingetragen, als wäre das Geld in eigene Tasche geflossen. Vom Leiter unserer Kommission wurde ihm noch in den 50er Jahren die wahrheitsgemäße Ablieferung des Geldes bestätigt. Am Mittag hatten wir 2300 Zl. beisammen, die noch fehlenden erbot sich der Finder des Sackes mit Hilfe von Kameraden zu erlegen. So hatte am Nachmittag des 23. Dezember die Sache mit dem Polen geregelt werden können, und unserer Straße war die Weihnachtsruhe noch einmal gerettet.

Vor dem Herauswerfen waren wir alle aber niemals sicher, es sei denn, wo die Polen Wert darauf legten, bei Deutschen zu wohnen und sich von ihnen beköstigen zu lassen. Da war des Bleibens noch für einige Zeit gesichert, sehr zum Vorteil für unsere Leute, die nun auch aus eigenem Besitz sich Zl. besorgen konnten bis zur endgültigen Vertreibung. Wir hatten nämlich auch die Wahrnehmung gemacht, daß kein Pole ein Haus betrat, in dem schon einer saß. Uns schienen die Polen untereinander sehr mißtrauisch zu sein. Das fand ich bestätigt, als ich bei einer deutschen Bäuerin in ein Gespräch geriet, wobei ein Pole deutlich erklärte, man müsse erst wissen, ob man es mit einem guten Polen zu tun habe. Eine solche Unterscheidung würde man im Westen wohl kaum finden. Wenn man am Morgen von Hause ging, wußte man aber nie, ob man die eigene Ehefrau beim Zurückkommen in der alten Wohnung wiederfand. Auch auf der Straße war man nicht sicher, wie es einer noch jüngeren Berufsschul-Lehrerin erging, die gute Tricotskihosen trug. Ein Pole hatte es darauf abgesehen, er verlangte sie sofort. Es gelang ihr nur, diese gewaltsame Entkleidung hinter einer Haustür vorzunehmen.

Die Unbehaustheit, Recht- und Würdelosigkeit, in der wir lebten, zeigte dann ein polnischer Anschlag vom 22. Oktober 1945, der die Abgabe aller Sportsachen verlangte: Skier, Schlittschuhe, Sportbälle, Sportgeräte, Sportkleidung, und was kaum noch verwunderlich war, auch die Sportpreise, Sporturkunden, Sporttagebücher und Wanderbücher. Der Verfasser hatte von diesem Anschlag die Überzeugung, daß sich hier nicht nur das Diebsgelüste austobte, sondern mit der letzten Forderung auch das Persönlichste, gleichsam die Seele dem Deutschen abverlangt werden sollte, denn dies waren Dinge, die für keinen Fremden einen Wert haben konnten. Ich hörte denn auch, daß diese Dinge nicht abgeliefert, sondern vom Besitzer selbst ins Feuer geworfen wurden. Die Frage liegt nahe, wovon wir, die wir in Schlesien aushielten, eigentlich

00027

lebten. Wie schon erwähnt, hatte sich seit dem 1. Oktober ein viel benutzter Tauschhandel ergeben. Zugleich wurde ein freiwilliger Fortgang verhindert. Wir fühlten uns von aller Welt abgeschieden. Zeitungen gab es nicht zu kaufen. Nur gelegentlich lief eine Zeitung durch alle Hände, die wer weiß wie den Weg hierher gefunden hatte. Dafür blühte eine tägliche Flüsterpropaganda von Mund zu Mund, vielleicht bei irgendeinem Radio abgehört. Das sah dann etwa so aus: ein Hohenzollernprinz werde die englische Königstochter heiraten. Das gab uns Mut, oder: Einmarsch der alliierten Truppen zur Besetzung Schlesiens. Sonst kam auch keine Nachricht von eigenen Verwandten durch. So lebte man von Tag zu Tag, meist nur darauf bedacht, daß der nächste Tag zu essen vorfand. Umso mehr hatte sich der Zusammenhalt der nächsten Menschen und Angehörigen zu bewähren. Doch gab es einmal auch eine Zeit bei uns, wo ich und die Meinen sich nie sicherer dort gefühlt hatten als unter unserem sogenannten polnischen Leutnant, ein anderer, als der vorerwähnte. Das war er zwar nicht mehr, doch lief er immer noch in seinem Offiziersmantel herum. So war er auch nach Schlesien gekommen von seiner Heimat Westgalizien. Er brach eines frühen Nachmittags am 5. Januar 1946 mit einem Milizsoldaten gewaltsam bei uns ein, sah gleich, daß bei uns nichts mehr zu plündern war, drang gleich zu unserer Wirtin durch, die eine Sudetendeutsche war, und da sie tschechische Ehepapiere hatte, riet ich ihr vor Monaten, die tschechische Fahne herauszuhängen. Das hatte ihr bis zu diesem Tage genützt, wo es nun einer wagte mit dem Ergebnis: sie flog heraus, zu uns ins Zimmer wurde ihr Bett geschoben. So teilte sie mit uns eine Zeit lang das Zimmer. Abends fand das übliche Festessen mit anderen Polen statt mit Wein und viel Getöse und Tanz weit in die Nacht hinein, bis auf ein Klopfen die Order erging: Frau soll kommen. Das galt unserer Einquartierung. Da sie vor Angst zitternd im Bett lag, trat meine couragierte Frau an ihre Stelle und räumte in den Nebenzimmern ab und wusch auf. Das muß den Polen Achtung eingeflößt haben. Sie kam nach einiger Zeit wieder und brachte nun sogar Essen für unser Zimmer mit. Von diesem Augenblick an hatten wir völligen Schutz, solange der Leutnant in der Wohnung blieb. Und das dauerte eine ganze Zeit. Es fiel kein Scheltwort und keine Unhöflichkeit. Und doch ging der Ruf von ihm in der Siedlung, daß er in der Nachbarschaft gleich schlimm gewütet haben sollte. Er holte nun noch aus Galizien Angehörige, es waren Schneider. Sie kauften deutsche Nähmaschinen auf und brachten die 10 abmontierten Köpfe nach Osten.

Eine andere Beobachtung an den Polen, die schon bald bei uns Anstoß erregt hatte, fand ihre eigene Erklärung. Jeder deutsche Hausbesitzer läßt seinen Besitz einzäunen. Unseren Polen aber hielt bald kein Zaun mehr stand, auch wenn er einbetonierte Pfosten hatte. Es war so auffallend, daß alle Zäune eingedrückt waren, so daß vor Weihnachten der Befehl erging, die Zäune wieder herzustellen. Empfand dies Volk das als Grenze seiner Freiheit?

Institut für Vertriebenen- und Kriegsgefangenenforschung – Archiv

Inzwischen erlebten wir die Feiern im November auf die Rote Armee und auf die Sowjetrevolution. Da waren wochenlang die Führer der USU, Stalin und Marschall Schukow in übermenschlicher Größe in Bunt gemalt am Schloß zu sehen. Ein Warmbrunner Kunstmaler hatte sie malen lassen und zwar mit seinen eigenen Künstlerfarben. Das Entgelt dafür: er durfte jeden Tag im Kasino sich satt essen, aber an seine Frau war nicht gedacht. Dies alte ehrwürdige Schloß war ausgeräumt und geplündert. Es diente zunächst als Seuchenlazarett bis 1. Januar 1947. Unser Heimatland war in diesem Jahr ein anderes Land geworden. Den Menschen war alles genommen, was ihnen einst gehört hatte: das Haus, die Wohnung, der Garten, sämtliches Eigentum, aber auch die Freiheit, die eigene Lebenssicherheit, ja die Natur, in die man sich nicht ergehen konnte, auch die eigene Sprache galt nichts mehr in diesem Land, es war ein totes Land für unser Empfinden und doch wollten wir uns nicht von ihm trennen. Auch habe ich oft das Gefühl gehabt, als wandelten wir am Rande eines Abgrundes. Doch es gab etwas, was man uns nicht aus der Seele rauben konnte. Das waren Glaube, Bibel und Kirche. In der Kirche fanden wir uns selbst wieder. Sie bot uns alles, was uns aufrecht erhielt. Die Kirche wurde Mittelpunkt unseres Daseins, wie kaum in anderen Zeiten. Nach dem frühen Weggang unseres so geachteten Pfarrers Krause erhielten wir gleich in Pastor Werner Schmauch einen Nachfolger. Er war mit seiner Gemeinde Weigelsdorf hinter Breslau vom rechten Oderufer geflohen und hatte in Herischdorf mit seiner Familie bei seinen alten Eltern Zuflucht gesucht. Er hat uns mit seinen Predigten über diese schwere Zeit geholfen. Mit ihm standen noch weitere 5 Geistliche auf unserer Kanzel. Das waren Kirchenrat Than aus Breslau, der in Warmbrunn lebende Pastor im Ruhestand Butenhoff, die Pfr. Beerbaum, Knuth und Vikar Vogel. Wem werden nicht noch die Wochenabschlußpredigten des alten Than im Gedächtnis sein? Wer singen konnte oder Musik trieb, der bot seine Kräfte der Kirche dar. Der Kirchenchor unter Kantor Kreutziger, dann nach seinem Weggang ersetzt durch den Breslauer Orgelmeister von St. Maria-Magdalena, Gerhard Zeggert, der auch nach dem 8. Mai hier festgehalten wurde, probte 2 mal wöchentlich und sang in jedem Sonntags-Gottesdienst. Darüber hinaus hatte Herr Zeggert seit Juni 1945 bis zu seinem Weggang im März 1946 25 Orgelkonzerte Mittwochs gegeben, wobei diese Stunde mit dem Chor und der Instrumentalmusik von befreundeten Musikern und Dilettanten noch bereichert war. Am Todestage Luthers, am 17. März 1946, getraute sich der Orgelmeister sogar, Mozarts Requiem nur mit den örtlichen Kräften zu geben, das dann noch einmal wiederholt werden mußte. Der Leser dieser Darstellung wird zustimmen, daß die Gemeinde mit ganzer Seele dieses Kirchenleben trug, das zeigten auch der sonntägliche Besuch unserer evangelischen Kirche in seinem stets festlichen strahlenden Glanze. Und immer stand der Opferbrotkorb unter der Kanzel und füllte sich für die vielen Bedrängten

unter uns in dieser Zeit, dazu für die Witwen und Rentner. Nun muß man aber auch sich vorstellen, daß schon der Weg zu den Chorproben, wie zum Gottesdienst keineswegs immer glatt verlief. Da hieß es in unseren Proben so manches Mal, der oder jener blieb aus, weil er weggeschnappt war. Am Ostersonntag rief mich auf der Straße der alte Bauer Krebs noch in seinem Kirchenrock von einem Lastwagen herunter an, doch seiner Familie Nachricht zu geben, daß er zur Arbeit weggefahren wurde und erst vor Nacht zu erwarten sei. Das kam auch vor, daß zur Kirchzeit ein Laster früh vor der kath. Kirche, dann vor der evang. Kirche hielt und gleich Kirchenbesucher nach der Kirchzeit auflud. Mit Scham wurde von den Katholiken vermerkt, unter Führung von polnischen Nonnen mit Kindern habe man den kath. Kindergarten ausgeraubt, dann den der Evangelischen. Doch alles das konnte unsere Freude an der Kirche nicht stören. Wir gingen in die Kirche und zu den Chorproben und sangen sonntags und mittwochs, kamen vielfach auch zum Frühgottesdienst. Wenn hier nur von dem Kirchenleben der Evangelischen erzählt wird, so nehme ich als sicher an, daß auch die kath. Gemeinde eng zusammen geschlossen blieb in dieser Zeit so großer Bedrängungen, nur hatte man keine Gelegenheit die dortigen Erlebnisse zu erfahren. Denn immer wieder sah der Alltag anders aus. Damals begann schon der Eingriff in die Ruhestätten unserer Toten, der dann oft empörende Formen annahm, wie das Ausgraben und Berauben der Toten, Verwüstung der Grabstätten und das Verschleppen der Grabsteine und der eisernen Einfassungen nach Polen. Doch soll nicht übergangen werden, daß öfters Polen auch in die evangelische Kirche kamen und dort kniend ihre Andacht verrichteten. Unvergeßlich aber wird allen Evangelischen sein unsere letzte Weihnachtsfeier am 24. Dezember 1945. Da gab es auf Banken und Treppen im leuchtenden Raum der Kirche bis in die obersten Emporen keinen Platz mehr zu finden. Erhellt von 2 Weihnachtsbäumen und den Kronleuchtern strahlte unsere Kirche, mit einer großen Mooskrippe, auf der Krippenfiguren aus der Warmbrunner Holzschnitzschule standen und davor der nun schon gewohnte Opfergabenkorb für unsere darbenden Mitbürger. Als lange hier nicht mehr geübter niederschlesischer Brauch war in die Feier eingefügt der Gesang des alten reformatorischen „Quem pastores laudavere" durch vier Kinderchöre aus vier Winkeln des Kirchenraumes. Der Ortsgeistliche, Dekan Schmauch, predigte über die Plagen der bedrängten Juden im Ägypterland und rief seiner Gemeinde hiermit aus ähnlichem Geschehen Trost in ihrer jetzigen Lage zu. Man ging aus der Kirche nun zu der Familienfeier des Christabends, auch wenn die Polen gedroht hatten, unsere Feier zu stören. Auch in Herischdorf folgte noch einige Tage später eine Gemeindefeier. Am 14. April 1946 hielt die Kirchgemeinde eine Konfirmation ab, wie auch das Osterfest in der gewohnten Morgenfeier auf dem Friedhof bei den Gräbern der Gefallenen des I. und II. Weltkrieges begann

Institut für Ostdeutsche Heimatgeschichte – Archiv
60028
23/8-33

und noch einmal gefeiert werden konnte. Die enge Verbundenheit, die uns die Kirche in der Not der Zeit geschenkt hatte, wird sicher viele unserer Mitbürger auch über die noch drohende Austreibung hinaus begleitet haben.

Seit dem 1. April 1946 begannen die Polen mit täglichem Abtransport von 1500 Schlesiern. Auch unsere Mitbürger, Frauen und Kinder traten diese Ausreise von Hartau bei Hirschberg seit Mitte Juni an. Die ersten Züge wurden in die britische Zone geführt, dann mußten aber viele um Weihnachten in die sowjetisch besetzte Zone bei sehr schlechtem Wetter geschickt werden, wo sie in kümmerlichem Zustande ankamen (man sprach von über 50 Toten). Die letzten Transporte aus unseren Heimatorten verließen im Mai-Juni 1947 das geliebte Schlesien und fuhren auch in die Ostzone.

Stud. Rat i. R. Arno Mehnert

Institut für Zeitgeschichte – Archiv